



*** Es gilt das gesprochene Wort ***

„In Demut achte einer den anderen höher als sich selbst“ *(Phil 2,3)*

Bericht vor der Landessynode
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern

Ingolstadt
25. November 2013

von Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm

I. Einleitung	3
II. Konflikt und Versöhnung – theologische Einsichten.....	5
III. Konflikt und Versöhnung in der Kirche	8
1. Die Orientierungshilfe der EKD „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken.....	8
IV. Konflikt und Versöhnung weltweit und in unserer Gesellschaft.....	12
1. Partnerschaftskonsultation in Brasilien.....	12
2. Die 10. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Busan/Südkorea	14
3. Unser Umgang mit Flüchtlingen	16
V. Schluss: Aus der Kraft des Geistes Jesu Christi versöhnen	20

„In Demut achte einer den anderen höher als sich selbst“

(Phil 2,3)

Bericht vor der Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm

I. Einleitung

Sehr verehrte Frau Präsidentin, Hohe Synode,
liebe Schwestern und Brüder, meine Damen und Herren,

wenn ich auf dieser Synode heute zum letzten Mal in diesem Kreis meinen Synodenbericht vorlege, dann sind es gleich eine ganze Reihe von Gefühlen, die mich dabei bewegen. Es ist ein Stück Wehmut dabei, die ich – wie wahrscheinlich viele andere in diesen Tagen – empfinde. Auch wenn ich sicher bin, dass wir uns wiedersehen, so heißt es in diesen Tagen auch Abschied zu nehmen. Denn in dieser Zusammensetzung tagt die Synode in jedem Falle zum letzten Mal.

Mir bedeutet diese Synode viel: Ohne sie stünde ich nicht hier und mein Leben wäre anders verlaufen. Es war die Freude an der Gemeinschaft mit den Menschen, die hier sitzen, die mich nach langem Überlegen dazu motiviert hat, für das Amt des Landesbischofs zu kandidieren. Und natürlich war es diese Synode, die mich dann auch gewählt hat. Die Menschen, die in dieser Synode mitarbeiten, stehen für viele überall in unseren Gemeinden, deren Engagement mich zutiefst beeindruckt und inspiriert. Ich danke Ihnen und Euch allen von Herzen dafür. Diese Synode hat viel bewegt. Sie hat gewichtige Kirchengesetze wie das Predigergesetz, das Prädikandengesetz oder das Diakonengesetz verabschiedet, die z.T. viele Jahre diskutiert worden sind. Und für mich ist es nach wie vor ein Wunder, wie einmütig der Landesstellenplan hier verabschiedet worden ist, obwohl wir wussten, dass die Umsetzung für die Gemeinden schwierig, manchmal auch schmerzhaft sein würde. Das war nur möglich, weil eine kommunikativ umsichtige und an Beteiligung orientierte Vorgehensweise durch Oberkirchenrat Helmut Völkel und seine Abteilung mit Synodalen und Verantwortlichen vor Ort zusammentraf, die eben nicht Kirchturmpolitik im wahrsten Sinne des Wortes betrieben, sondern die eigenen Interessen in den Kontext der Belange unserer *ganzen* Kirche stellten, und damit in den Kontext ihres Auftrags, das Evangelium weiterzusagen. Das war für mich das eindrucksvollste Zeugnis der Kraft unseres evangelischen Kirchenverständnisses, das sich am kommunikativen Prozess aller orientiert. Synoden sind manchmal anstrengend, weil Wichtiges breit diskutiert wird, ja werden muss. Aber es kommt eben auch etwas Besseres heraus, weil wir alle gemeinsam das Ergebnis verantworten und von daher mittragen.

Und ich spüre, wie wichtig dieser wechselseitige Austausch für unsere Kirche ist, wenn ich bei meinen Besuchen in den Gemeinden vor Ort mit den Menschen ins Gespräch komme, wenn ich

auf Pfarrkonferenzen spreche, wenn Vertreter unserer kirchlichen Einrichtungen bei mir im Büro sind. Ich merke, dass das, was in unserem Landeskirchenamt passiert und was wir im Landeskirchenrat diskutieren, in engem Austausch steht mit dem, was in den Gemeinden an konkreten Fragen da ist. Wenn ich Sorgen wegen der langwierigen Genehmigungsprozesse in Baufragen höre, dann weiß ich, dass genau das in der Abteilung E unter OKR Dr. Hübner besonders im Blick ist und einer der Gegenstände der Verwaltungsreform sein wird. Wenn ich auf Pfarrkonferenzen höre, wie die vielfältigen Anforderungen kaum noch zu bewältigen sind, dann weiß ich, dass genau das Gegenstand des Prozesses zum Pfarrerbild ist, den Abt. F unter OKR Völkel zusammen mit RB Dr. Stefan Ark Nitsche gestartet hat. Wenn ich mit den Diskussionen um den Dritten Weg konfrontiert bin, dann kann ich aus dem intensiven Gespräch mit OKRin Dr. Sichelschmidt und der Abt. A schöpfen, die sich um die Arbeitsrechtliche Kommission kümmern. Wenn ich mit dem Thema Flüchtlinge konfrontiert bin, dann bekomme ich von OKR Martin mit seiner Abt. C innerhalb kürzester Zeit alle Informationen, die ich brauche. Wenn ich ins Hochwassergebiet fahre, tue ich das mit all den Aktivitäten im Rücken, die von der Diakonie ausgehen und die Abt. D mit OKR Bierbaum in unserem Haus unterstützt werden. Und überall, wo ich auf notwendige Investitionen angesprochen werde, kann ich mich darauf verlassen, dass OKR Dr. Barzen mit seinem Team in Abt. B versteht, wie wichtig die Sache ist, ohne seine Verantwortung für den Haushalt insgesamt außer Acht zu lassen. Ich möchte auf der letzten Tagung dieser Synode auch einmal all den Menschen herzlich danken, die im Landeskirchenamt zusammen mit ihren Abteilungsleitern ihr Bestes geben, um den Gemeinden in unserer Kirche zu dienen.

Dass der Austausch der unterschiedlichen Sichtweisen manchmal kompliziert und auch schmerzlich ist, das haben wir in dieser Synodenperiode bei mehreren Themen erfahren, die wir leidenschaftlich und kontrovers diskutiert haben. Die Verfassungsänderung zur bleibenden Erwählung Israels gehört genauso dazu wie die Diskussion um das Thema Homosexualität. Aber wir haben es trotz mancher schwieriger Situationen geschafft, diese Diskussionen insgesamt in wechselseitigem Respekt zu führen und dieses große Wort von den Schwestern und Brüdern in Christus, das wir immer wieder für die Kirche zu gebrauchen wagen, zu bewahren.

Wie wir mit Konflikten umgehen, wird außerhalb der Kirche sehr genau wahrgenommen. Konfliktkultur in der Kirche bewegt sich zwischen zwei Extremen, die gleichermaßen defizitär sind: zum einen einer Angst vor Konflikten, die um einer falschen Harmonie willen wichtige Streitthemen unter den Teppich kehrt und damit zuweilen Menschen, die Unrecht erfahren, schlicht und einfach alleine lässt. Zum anderen einer Verliebtheit ins Streiten, bei dem sich die Beteiligten ineinander verkralen und nicht mehr fähig sind, die nötige Selbstdistanz aufzubringen, ohne die jede Konfliktkultur zum Scheitern verurteilt ist.

Dass es Konflikte gibt, kann niemand abstreiten oder verdecken. Das gilt für die Kirche genauso wie für die Welt als Ganze. Und dass sie in der Welt blutig ausgetragen werden, dass Gewalt immer wieder zur dominierenden Sprache wird, das erfahren wir gerade jetzt schmerzlich in Kriegen und Bürgerkriegen in unterschiedlichen Teilen der Welt, ganz besonders bedrängend in Syrien. Können wir als Christen dazu irgendetwas Hilfreiches sagen? Gewinnen wir selbst Orientierung aus den Quellen, aus denen wir leben?

Ich will dieser Frage nachgehen, indem ich auf eine Tradition in der biblischen Überlieferung und in der theologischen Tradition eingehe, in der Konflikt und Gewalt eine besondere Rolle spielen. Eine Tradition, die für viele heute so fragwürdig geworden ist, dass sie sie am liebsten über Bord werfen wollen. Ich meine die Rede von Jesu Sühnetod am Kreuz. Vieles daran ist für die Menschen von heute so unverständlich geworden, dass wir als Kirche entweder erklären müssen, was es für uns heute bedeuten kann oder, wenn dies unmöglich ist, tatsächlich davon schweigen sollten. Letzteres wäre gravierend. Denn es handelt sich um kein Nebenthema, sondern um ein Kernthema der Theologie, jedenfalls der paulinischen. Ohne die Deutung des Kreuzesgeschehens als Heilsgeschehen – so hat der Neutestamentler Michael Wolter formuliert – „kommt christlicher Glaube per definitionem nicht aus.“¹ Ich will erklären, warum ich diese Theologie im Gegensatz zu den Kritikern für nicht erledigt halte und warum sie uns gerade für unseren Umgang mit Konflikten Wertvolles sagen kann.

II. Konflikt und Versöhnung – theologische Einsichten

In Röm 3,25 heißt es: *„Ihn hat Gott für den Glauben hingestellt als Sühne in seinem Blut zum Erweis seiner Gerechtigkeit, indem er die Sünden vergibt, die früher begangen wurden in der Zeit seiner Geduld...“*

Die Vorstellung, dass Christus für uns am Kreuz gestorben ist und dadurch unsere Sünden vergeben sind, spielt in vielen unserer liturgischen Texte und ganz besonders beim Abendmahl eine zentrale Rolle. Wenn wir diese Texte mitsprechen, ahnen oder spüren wir manchmal eher, was sie bedeuten, als dass wir ihre Bedeutung explizit auf den Punkt bringen könnten. Die Kritiker nehmen an dieser Vorstellung Anstoß, weil es dabei um Gewalt geht. Dass Gott seinen Sohn hat sterben lassen, um unsere Sünden zu vergeben, erscheint ihnen als Akt der Willkür, ja Brutalität. Und sie sehen diese Vorstellung als unvereinbar mit dem liebenden Gott, von dem die Bibel erzählt. Wenn Blut fließen muss, wenn jemand sterben muss, damit unsere Sünden vergeben werden, dann zeigt sich darin nicht ein Gott der Liebe, sondern ein Gott der Willkür und Gewalt. Sie wehren sich gegen die alte, in der Theologie so wirksam gewordene Satisfaktionslehre des mittelalterlichen Theologen Anselm von Canterbury, nach der Christus sterben musste, um durch seinen Tod den Zorn Gottes über die Sünde des Menschen zu stillen und ihm Genugtuung zu verschaffen. Das Christentum friedensfähig zu machen, so sagen diese Kritiker, erfordert eine Reinigung seiner Glaubensinhalte von gewalthaltigen und gewaltlegitimierenden Inhalten.

Wenn wir das glauben würden, was die Kritiker der Sühnopferlehre hier beschreiben, dann könnte man ihnen nur Recht geben. Aber ich kenne heute keinen ernstzunehmenden Vertreter der Theologie, der eine solche Lehre noch vertritt.

¹ M. Wolter, „Dumm und skandalös“. Die paulinische Kreuzestheologie und das Wirklichkeitsverständnis des christlichen Glaubens, in: R. Weth (Hg.), Das Kreuz Jesu. Gewalt – Opfer – Sühne, Neukirchen-Vluyn 2001, 44-63 (63).

Die Kritik an der Sühnopferlehre übersieht nämlich einen schlechthin entscheidenden Punkt. Wir glauben an Gott als den dreieinen Gott. Wenn wir einen großen Teil unseres Kirchenjahres am Trinitatisfest, also dem Fest der Dreieinigkeit Gottes, ausrichten, dann bekräftigen wir, wie entscheidend diese Dreieinigkeit Gottes für unseren Glauben ist. Gott opfert hier im Kreuzestod Jesu nicht einen anderen, um seine Rachsucht zu befriedigen. Gott opfert sich selbst. Die Gewalt gegen Jesus geht nicht von Gott aus, sondern die Gewalt geht von Menschen aus. Nicht Gott foltert seinen Sohn, sondern Gott erleidet in seinem Sohn die Folter selbst. Gott ist „der gekreuzigte Gott“ – wie es der große evangelische Theologe Jürgen Moltmann in einem berühmten Buchtitel zugespitzt formuliert hat.

Im sogenannten „Philipper-Hymnus“ heißt es über Christus: *„Er, der in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward den Menschen gleich und der Erscheinung nach als Mensch erkannt. Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz“* (Phil 2,6-8). Wer ernst nimmt, dass Gott hier selbst Opfer der Gewalt wird, der versteht, dass es hier gerade nicht um eine göttliche Legitimierung von Gewalt geht, sondern genau um das Gegenteil: um ihre Überwindung. Der Tod ist nicht das *Ziel*, sondern die *faktische Konsequenz* der Hingabe Gottes aus Liebe.² Denn Gott wählt in Christus nicht den Weg der Gegengewalt, sondern den Weg der Gewaltfreiheit. Jesus wehrt sich nicht gegen die Gewalt der Menschen. Er nimmt die Folgen der Sünde der Menschen und damit die Sünden selbst auf sich. Aus reiner Liebe. Was dann kommt, ist in seiner Sprengkraft ungeheuerlich. Die Gewalt hat nicht das letzte Wort. Das Leben siegt. Christus wird auferweckt. Die Auferweckung Jesu macht dem Tod ein Ende. Sie bedeutet das endgültige Ende aller Menschenopfer, sie ist der endgültige Abschied von der Rechtfertigung der Gewalt.³

Gleichzeitig eröffnet die Vorstellung vom Sühnopfertod Jesu Christi eine ganz neue Perspektive auf ein Problem, das nicht nur in der Theologie, sondern auch im Glaubensleben der Menschen eigentlich unlösbar scheint. Wie kann Gott ein liebender und ein gerechter Gott zugleich sein? Es gibt so viel Unrecht in der Welt. Menschen fügen anderen Menschen unermessliches Leid zu. Kann das ohne Konsequenzen bleiben? Werden die Opfer ein zweites Mal ignoriert, wenn das Unrecht der Täter einfach ungesühnt bleibt? Wenn Gott gerecht ist, muss er die Täter nicht bestrafen?!

Wir sprechen von dem liebenden Gott, der den Menschen ihre Sünden vergibt, der keinen Menschen aufgibt, der an seinen Geschöpfen festhält. Können wir an diesem liebenden Gott festhalten, wenn wir gleichzeitig den strafenden, den sühnenden Gott denken? Es geht hier um die Spannung zwischen Liebe und Gerechtigkeit Gottes. Die Sühnopfervorstellung gibt eine Antwort auf die mit dieser Spannung verbundenen Fragen, wie

² Jesu Einsatz seines ganzen Lebens – so der Alttestamentler Bernd Janowski – schließt den Tod Jesu als *Konsequenz seines Lebens* nicht aus, sondern ein, er ist aber *nicht das Ziel seines Lebens*“ (B. Janowski, „Hingabe“ oder „Opfer“. Zur gegenwärtigen Kontroverse um die Deutung des Todes Jesu, in: R. Weth (Hg.), *Das Kreuz Jesu. Gewalt – Opfer – Sühne*, Neukirchen-Vluyn 2001, 13-43 (41).

³ Im Blick auf das Modell der stellvertretenden Sühne – so Magdalene Frettlöh – „heißt Auferweckung des gekreuzigten: Um Gottes willen nie wieder Menschenopfer!“ (M. Frettlöh, *Der auferweckte Gekreuzigte und die Überlebenden sexueller Gewalt. Kreuzestheologie genderspezifisch wahrgenommen*, in: R. Weth (Hg.), *Das Kreuz Jesu. Gewalt – Opfer – Sühne*, Neukirchen-Vluyn 2001, 77-104 (98).

ich sie nirgendwo anders finde. Es ist ein faszinierender Gedanke, den Paulus hier entwickelt: Gott lässt die Sünde der Menschen, all das Unrecht, das damit verbunden ist, nicht ungesühnt. Aber er sagt: ich nehme die Strafe selbst auf mich. So mündet die Gerechtigkeit in unermessliche Liebe, die uns frei macht von Unrecht und Schuld.

Wir dürfen aus der Freiheit eines Christenmenschen leben. Wenn ich mir klar machen will, was da passiert, denke ich immer an eine Erfahrung aus meiner Zeit als Religionslehrer in der Hauptschule. Ein Schüler hatte den Unterricht wiederholt gestört. Das nächste Mal war ein Verweis fällig. Als ich erneut eine von ihm aus geschleuderte Papierkugel durch die Luft fliegen sah, war es so weit. Da meldete sich ein anderer und sagte: ich war's. Die Fakten lagen klar auf dem Tisch. Wer der Schuldige war, war unübersehbar. Aber ein anderer übernahm die Konsequenzen seiner Schuld stellvertretend. Wenn wir uns vorstellen, wie sich der eigentliche Täter gefühlt haben mag, wie erleichtert und befreit er gewesen sein muss und vielleicht auch ein wenig beschämt, dann bekommen wir eine Ahnung davon, wie befreiend es ist, dass wir unser ganzes Leben in dieser Perspektive sehen dürfen – so einfach und schlicht dieses Beispiel aus dem Unterricht auch sein mag. Ein anderer steht für uns ein und gewährt uns die *Gnade, aus der allein* wir leben dürfen. *Allein durch die Schrift* wissen wir davon. Und *allein durch den Glauben* eröffnet sich uns diese neue Welt.⁴

Was hat das alles nun zu tun mit der Art, wie wir Christen mit Konflikten umgehen? Welche Konsequenzen hat es für unser Zusammenleben in der Kirche und – indem wir Zeichen für die Welt sind – für die Welt als ganze? Man muss nur die Worte im Philipperbrief lesen, die auf den eben zitierten Hymnus über die Selbstentäußerung am Kreuz hinführen. Da heißt es: *„Ist nun bei euch Ermahnung in Christus, ist Trost der Liebe, ist Gemeinschaft des Geistes, ist herzliche Liebe und Barmherzigkeit, so macht meine Freude dadurch vollkommen, dass ihr eines Sinnes seid, gleiche Liebe habt, einmütig und einträchtig seid. Tut nichts aus Eigennutz oder um eitler Ehre willen, sondern in Demut achte einer den andern höher als sich selbst, und ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was dem andern dient. Seid so unter euch gesinnt, wie es auch der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht...“* (Phil 2,2-8). Und wenige Verse später folgt dann die Begründung: Denn er „entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an...“

Dass wir einmütig und einträchtig sind, kann nicht heißen, dass wir immer einer Meinung sind, dass wir alle Unterschiede zwischen uns einfach eibebnen. Aber es heißt, dass wir mit unterschiedlichen Meinungen und unterschiedlichen Prägungen in dem einen Geiste Jesu Christi umgehen. Jeder sehe nicht auf das Seine, sagt Paulus, sondern auch auf das, was dem andern dient. Dass wir aus einem falsch verstandenen christlichen Harmonieideal heraus einfach zudecken, was uns unterscheidet oder sogar trennt, das kann weder erwartet werden noch ist es langfristig hilfreich. Aber dass wir aufeinander hören, dass wir auch das sehen, was

⁴ Die Vorstellung, dass der Gottesknecht Opfer der Gewalt der Menschen wird und die Sünde der Menschen stellvertretend auf sich nimmt, findet sich schon bei Jesaja: „Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unsrer Missetat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen“ (Jes 53,4-5).

dem anderen dient, dass wir uns auf seine Perspektive einlassen und jedenfalls kurzzeitig in Distanz zu unserer eigenen Perspektive gehen, das dürfen wir voneinander erwarten und das ist hilfreich für unser Zusammenleben in der Kirche. Und es entscheidet darüber, ob wir das im Haushaltsplan zur Verfügung stehende Geld mehr oder weniger christlich kaschiert nach der Methode des Hauens und Stechens nach eigenen Prioritäten und Vorlieben verteilen oder ob wir auch die berechtigten Anliegen der anderen sehen. Es entscheidet darüber, ob wir uns über die Fehler der anderen entrüsten oder ob wir den anderen die gleiche Barmherzigkeit zukommen lassen, auf die wir selbst ebenfalls angewiesen sind. Es entscheidet darüber, ob der Konflikt eine Eigendynamik gewinnt oder ob er immer wieder an die Sache zurückgebunden wird, um derer willen er geführt wird. Und es entscheidet darüber, ob der Konfliktpartner unter der Hand zum Gegner oder gar Feind wird oder ob er auch im Streit noch Bruder oder Schwester bleibt.

Darüber, welche konkreten Konsequenzen die jeweilige Antwort auf diese Frage hat, können wir auch in der Kirche viele Geschichten erzählen. Ich will nur eine von ihnen näher beleuchten, die uns in den letzten Monaten besonders beschäftigt hat. Ich meine den Streit um das Familienpapier der EKD und die damit enge verbundene Frage des Umgangs mit Homosexualität. Ich nehme es als Beispiel dafür, wie wir in der Kirche auch bei schwierigen Fragen unsere Konflikte austragen oder eben nicht austragen sollten.

III. Konflikt und Versöhnung in der Kirche

3.1. Die Orientierungshilfe der EKD „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken“

Als das Familienpapier mit dem Titel „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken“ vom EKD-Ratsvorsitzenden Nikolaus Schneider in einer Pressekonferenz am 19. Juni dieses Jahres der Öffentlichkeit vorgestellt wurde, hatten sich viele Beobachter ihre Meinung schon gebildet. Die FAZ hatte einen Tag vorher unter Verletzung der vorgesehenen Sperrfrist Teile des Papiers veröffentlicht und mit beißender Kritik versehen. Der Tenor vieler Pressekommentare war gesetzt. In den Tagen nach der Veröffentlichung gab es erregte Debatten am Rande von Empfängen, auf den Fluren von Landeskirchenämtern oder auch an den Mittagstischen. Bemerkenswert an diesen Debatten war nicht zuletzt die Tatsache, dass viele der Disputanten der ersten Woche den Text des Papiers noch gar nicht gelesen hatten. Wir als Leitende Geistliche hatten den Text erst einen Tag vor der Veröffentlichung erhalten, so dass wir anfangs Probleme hatten, substantiell Auskunft zu geben. Dass diese Defizite in der Kommunikation problematisch waren und solche handwerklichen Fehler in Zukunft nicht wieder vorkommen dürfen, ist inzwischen von den Verantwortlichen mehrfach bekräftigt und öffentlich geäußert worden; dies muss deswegen nicht wiederholt werden. Die EKD war jedenfalls im Gespräch. Der breite gesellschaftliche Diskurs über ein Papier der EKD gehört eigentlich zu den größten Hoffnungen, die man bei seiner Veröffentlichung haben kann.

In diesem Falle war das eine zweifelhafte Freude. Denn es hagelte Kritik. Und über der Heftigkeit dieser Kritik gingen die zahlreichen positiven Stimmen aus den Familienverbänden oder den mit diesen Fragen besonders beschäftigten gesellschaftlichen Gruppen, die das Papier ausdrücklich begrüßten, fast unter. Ganz anders als von den Autorinnen und Autoren und auch vom Rat beabsichtigt, konzentrierte sich die Aufmerksamkeit auf die Passagen zur Bedeutung der Ehe anstatt auf die eigentlich ins Zentrum gerückte Frage, wie sozialpolitische Rahmenbedingungen dafür geschaffen werden können, dass verbindliches Zusammenleben in der Familie auch heute noch gelingen kann.

Das Papier wurde so verstanden, dass die EKD damit das Leitbild Ehe und Familie aufgeben und von nun an allen im Zuge der gesellschaftlichen Veränderungen neu entstandenen Lebensformen sozusagen en bloc ihren Segen geben wolle. An der Reaktion der Autoren und Autorinnen – auch meine Ständige Vertreterin gehört dazu – wurde schnell deutlich, dass sie sich bei einer solchen Interpretation völlig missverstanden fühlten.

Was passierte, kann man am besten anhand einer Passage im Abschnitt 132 zeigen. Dort heißt es: „Angesichts des tiefgreifenden sozialen und kulturellen Wandels ist auch die Kirche aufgefordert, Familie neu zu denken und die neue Vielfalt von privaten Lebensformen unvoreingenommen anzuerkennen und zu unterstützen. Diese Anerkennung ist nicht lediglich als Anpassung an neue Familienwirklichkeiten zu verstehen, sondern als eine normative Orientierung“.

Was als Aussage über Formen des Zusammenlebens gemeint war, die sich an dem biblischen „Ruf nach einem verlässlichen, liebevollen und verantwortlichen Miteinander, nach einer Treue, die der Treue Gottes entspricht“ (Abschnitt 51), wurde als blanke Anpassung an den Zeitgeist verstanden. Und man wird auch tatsächlich sagen müssen, dass es zur Vermeidung dieses Missverständnisses gut gewesen wäre, wenn hier ausdrücklich klar gemacht worden wäre, dass etwa das programmatische Eintreten für die Lebensabschnittspartnerschaft als Modell nicht den Segen der Kirche erwarten kann. Ganz und ohne Vorbehalte Ja zum anderen Menschen zu sagen wie Gott ganz und ohne Vorbehalte ja zu uns gesagt hat, ist etwas anderes. Die Ehe ist ein Zukunftsmodell, weil sie die institutionelle Form ist, in der Menschen diese bedingungslose Zusage in ihren Beziehungen erfahren dürfen.

Die Diskussion um das Familienpapier war gut, weil sie in dieser Hinsicht zu Klärungen geführt hat. Ähnliches gilt auch für die Verwendung des Begriffs „Leitbild“ für die Ehe. Man hatte in dem Familienpapier den Begriff „Leitbild“ für die Ehe vermieden. Der Grund dafür war die Erfahrung, dass mit dem Begriff „Leitbild“ häufig die Abwertung anderer Formen des Zusammenlebens verbunden wird. Menschen, die in anderen Formen verbindlich miteinander leben, wie etwa Alleinerziehende oder gleichgeschlechtlich Liebende, empfanden ihre Lebensform häufig als defizitär gebrandmarkt, wenn sie diesen Begriff hörten. Hier hilft nur eine genaue Definition dessen, was wir mit dem Begriff „Leitbild“ meinen. Ich finde diesen Begriff genau deswegen hilfreich, weil er die Profilierung der damit bezeichneten Lebensform gerade nicht mit der Abwertung aller anderen verbindet. Denn „Leitbild Ehe“ heißt ja gerade,

dass es auch noch andere legitime Lebensformen gibt, die sich aber in ihrem inhaltlichen Profil und den darin gelebten Werten an der Ehe orientieren sollen.

Genau darum geht es etwa bei der Anerkennung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften. Dass in ihnen das unbedingte Ja zum Anderen Gestalt gewinnt, dass sie von Treue und Verlässlichkeit geprägt sind, muss das Ziel einer christlichen Ethik sein, die die biblischen Grundorientierungen in unserer Zeit heute neu zur Geltung bringen will. Es steht deswegen auch nicht im Widerspruch zu einer theologischen Profilierung der Ehe als der Form des Zusammenlebens, in der das unbedingte Ja zueinander seine institutionelle Form findet. Deswegen begrüße ich ausdrücklich, dass der Rat der EKD die Kammer für Theologie der EKD gebeten hat, die theologische Reflexion der Ehe, die in dem Familienpapier zu kurz gekommen ist, nun noch einmal ausdrücklich zu vertiefen.

Es ist Zeit, dass wir unsere Energien nun endlich wieder auf das richten, was „Schriftauslegung“ eigentlich bedeutet. In den letzten Monaten war „Schriftauslegung“ viel zu häufig Auslegung der EKD-Familienschrift. Man diskutierte darüber, wie sie nun wirklich gemeint war und wie eben nicht. Die Familienschrift ist aber eben keine „heilige“ Schrift. Lasst uns jetzt wieder mit unserer ganzen Energie darüber diskutieren, welche Orientierungen wir für unser Leben im 21. Jahrhundert aus den Texten der wirklichen Heiligen Schrift gewinnen können und was das für die Stärkung verbindlichen Zusammenlebens in der Ehe und in den an der Ehe orientierten Partnerschaften heute bedeuten könnte.

Denn es ist für mich klar, dass unsere Aussagen zu den ethischen Grundorientierungen menschlichen Zusammenlebens biblisch verantwortet sein müssen. Christliche Grundorientierungen sind gegründet in der Bibel als der Ur-Kunde, die Jesus Christus bezeugt. Nicht über die Frage, ob die Bibel Relevanz hat, müssen wir uns verständigen, sondern über die Frage, wie diese Relevanz in der heutigen Lebenswelt am besten zur Geltung gebracht werden kann. Was das biblische Zeugnis für die Gestaltung unseres Zusammenlebens bedeutet, kann nicht anhand einzelner Bibelstellen festgemacht werden. Es muss sich auf Kernaussagen der Bibel gründen.

Nach dem Zeugnis der Evangelien nennt Jesus selbst zwei Hinweise darauf, was er als den Kern seiner Ethik ansieht: Die von Jesus gebrauchte Formel „Das ist das Gesetz und die Propheten“, also die Zusammenfassung aller biblischen Ethik, findet sich nur an zwei Stellen im Neuen Testament: beim Doppelgebot der Liebe (Gott lieben und den Nächsten lieben – man kann es auch Dreifachgebot nennen, weil auch die Selbstliebe genannt ist) in Mt 22,37-40. Und bei der Goldenen Regel („Alles was ihr wollt dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch“) in Mt 7,12. Das hat klare Konsequenzen. Eine Ethik, die sich auf Jesus berufen will, muss menschnah sein. Sie muss sich in die Situation der Menschen hineinversetzen, die von den Dingen betroffen sind, über die geredet wird. Wenn wir über Patchworkfamilien, über Alleinerziehende, über homosexuelle Partnerschaften reden, dann können wir das gut biblisch nur im Lichte der Goldenen Regel tun. Wir können also nur so reden, dass es auch dann Bestand hat, wenn wir selbst diejenigen sind, über die wir reden. Das war die Perspektive, in der das EKD-Familienpapier sich den entsprechenden Fragen zugewandt hat. Es ist deswegen

vielleicht kein Zufall, dass die Familienverbände, die Familienfragen besonders von den betroffenen Menschen her bedenken, die Orientierungshilfe fast einstimmig begrüßt haben. Die Orientierung an Liebesgebot und Goldener Regel hat auch Konsequenzen für unsere Beurteilung der Homosexualität. Denn die Goldene Regel gibt uns als Leitfrage mit auf den Weg: Wie würde es mir selbst damit gehen, wenn ich als gleichgeschlechtlich Liebender gesagt bekäme: als Mensch nehme ich dich an, aber deine gelebten Gefühle der Liebe zu deinem Partner sind Sünde? Wie würde es mir selbst gehen, wenn meine Kirche, die mir wichtig ist, für die ich mich vielleicht engagiere, der ich vielleicht viel Zeit schenke, das als offizielle Position vertritt? Wer nachvollziehen will, warum wir in den Kirchen unsere Position zur Homosexualität überdenken, muss diese zutiefst biblisch motivierte Grundlage dafür verstehen. Ich hoffe darauf, dass diese zentrale biblische Maxime uns auch in den weiteren Diskussionen um diese Frage leiten wird.

Lassen Sie mich ein Letztes zur Thematik von Ehe und Familie sagen: Unser Eintreten für Ehe und verbindliches Zusammenleben nützt nichts, wenn es nur als Norm hochgehalten wird – manchmal als so hohe Latte, dass man bequem unten durch kommt. Entscheidend ist, Bedingungen zu schaffen, dass das Ideal gelebt werden kann. Die meisten Menschen träumen ja von einer lebenslangen verbindlichen Partnerschaft. Grundsätzlich steht die Ehe auch bei jungen Leuten hoch im Kurs. Und trotzdem scheitern die Menschen so oft daran. Nicht das Wollen ist das Problem, sondern das Können. Wir müssten als Kirche viel mehr darüber nachdenken, wie wir dazu beitragen können, dass Menschen zu Ehe und verbindlichem Zusammenleben befähigt werden. Darauf in Zukunft verstärkt unsere Energie verwenden, halte ich für ganz wesentlich.

Auch bei der Diskussion um diese Fragen sollen wir ausstrahlen, wovon wir sprechen. Wir können nicht von Rücksicht, Respekt, Verbindlichkeit, Toleranz, Zugewandtheit als tragenden Werten für das Zusammenleben in Ehe und Familie sprechen und uns gleichzeitig in der Diskussion darum gegenseitig herabsetzen, indem wir uns den Glauben absprechen, dem anderen entweder Zeitgeistigkeit vorwerfen oder ihn als Auslaufmodell abqualifizieren. Lasst uns auf das hören, was der Philipperbrief sagt. Und lasst uns daran denken, dass es in der Selbstentäußerung Gottes in Christus selbst begründet liegt: *„Tut nichts aus Eigennutz oder um eitler Ehre willen, sondern in Demut achte einer den andern höher als sich selbst, und ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was dem andern dient. Seid so unter euch gesinnt, wie es auch der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht...“* (Phil 2,2-8). Das Leben in der Versöhnung, das hier beschrieben wird, ist nicht lediglich ein guter Rat für das Zusammenleben der Christenmenschen. Es ist vielmehr die tragende Grundlage, auf der wir leben. Denn unser Herr ist dafür in den Tod gegangen.

IV: Konflikt und Versöhnung weltweit und in unserer Gesellschaft

Dass „Konflikt und Versöhnung“ nicht nur ein Thema für die Kirche ist, sondern für die Welt als Ganze ein, wenn nicht das zentrale Thema ist, das habe ich in den Monaten seit unserer letzten Synode in vielfältiger Weise erfahren. Besonders eindringlich ist es mir bei meinen ökumenischen Begegnungen in unterschiedlichen Teilen der Welt vor Augen getreten.

Mancher mag sich beim Verfolgen meines Zeitplans in den vergangenen Monaten mitunter gefragt haben: Ist denn der Bischof auch einmal zu Hause in Bayern? Ich habe mich jedenfalls selbst darauf gefreut, nach den intensiven Reisen der letzten Monate endlich wieder hier zu sein. Ich hoffe, die besondere Konstellation kommt so schnell nicht wieder, dass nach der Urlaubszeit sowohl die alle 5-6 Jahre stattfindende Partnerschaftskonsultation – diesmal in Brasilien – stattfindet als auch die nur alle 8 Jahre stattfindende Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen – diesmal in Busan/Südkorea, und dann auch noch direkt danach die EKD-Synode im, zumindest von Bayern aus gesehen, innerdeutschen Ausland in Düsseldorf. Am Sinn all dieser Unternehmungen habe ich allerdings keinen Zweifel.

4.1. Partnerschaftskonsultation in Brasilien

Die Partnerschaftskonsultation zum Thema „Überwindung der Gewalt“ mit dem anschließenden Besuch der brasilianischen Partnerkirche hat uns in einer Weise mit unseren ökumenischen Geschwistern zusammengebracht, wie ich das selten zuvor erlebt habe. Es waren zwar nur die Kirchenleitungen versammelt. Aber in den Gesprächen war spürbar, dass auch die Menschen dabei waren, die wir vertreten. Ich werde die Erfahrungen zum Thema Gewalt, die aus 16 ganz unterschiedlichen Kontexten unserer Partnerkirchen berichtet wurden, nicht vergessen. Sie sind zu meinen Geschichten geworden.

So berichtete Bischof Medardo Gomez aus El Salvador, wie er in den Gefängnissen versucht, mit den Chefs der mächtigen und brutalen Verbrecherbanden über eine Befriedung von Konflikten zu verhandeln. Er habe dabei, so sagte er, nichts zu bieten, nur seine Glaubwürdigkeit. Mir hat dieser Mut imponiert. Aus Liberia berichtete Bischof Daniel Seyenkulo von den schier unlösbaren Aufgaben, die die Zerstörungen des Bürgerkrieges für das Land äußerlich und innerlich bringen. Auch hier habe die Kirche eine wichtige Aufgabe, indem zum Beispiel schwer kriegstraumatisierte Menschen in dem Projekt „Under the Tree“ eine Möglichkeit finden, ihre seelischen Wunden zu heilen.

Und wir haben Hoffnungsorte besucht.

Unsere lutherische Partnerkirche in Brasilien arbeitet mit großem Einsatz an vielen Gewaltorten. Sao Paulo etwa ist als Riesenmetropole mit 22 Millionen Einwohnern eine Brutstätte der Gewalt. Vor allem häusliche Gewalt und Bandenkriminalität prägen das Leben in erschreckendem Maße. Stätten der Hoffnung sind da die evangelischen Kindertagesstätten, die in den armen Bezirken der Stadt einen sicheren Ort für die Kleinen bieten, sie versorgen und ihnen ganz konkret und lebendig die Hoffnung des Evangeliums vermitteln.

Eindrucksvoll war für mich auch die Arbeit eines Jesuiten im Stadtteil Jardim Angela, dem es gelungen ist, die Gewalt signifikant zu reduzieren. Pater Williams berichtete uns von den 120 Morden pro 100.000 Einwohnern, die es in dem Stadtteil vor 20 Jahren noch Einwohner gegeben habe. Heute ist es nur noch ein Fünftel. Alle Gruppen im Stadtteil hat er in einen Plan gegen Gewalt eingebunden. Unangemessenes Verhalten der Polizei zu beenden gehört dazu, vor allem aber, dem Drogenkonsum Einhalt zu gebieten. Aktionen, Gespräche mit Politikern und anderen Verantwortlichen führten schließlich zu großen Demonstrationen der Bürger gegen Gewalt. Heute kann man in Jardim Angela wieder einigermaßen leben. Es ist eindrucksvoll, was ein einzelner Mensch mit seinem christlichen Engagement bewirken kann. Die Teilnehmenden der Konsultation schauten uns übrigens ungläubig an, als die Synodalpräsidentin aus dem deutschen Kontext berichtete und dabei auch mitteilte, dass in der Millionenstadt München vergangenen Jahr nur fünf Morde zu registrieren waren und alle aufgeklärt wurden. Ihr Staunen hat uns Dankbarkeit gelehrt.

Die Hoffnungsgeschichten haben uns gezeigt, dass die Gewalt kein Naturgesetz ist. Sie haben uns vor Augen geführt, dass Menschen, die mit ihrer Zuwendung gegenüber den Verletzten und den Verletzlichen die Liebe Jesu Christi ausstrahlen, einen Unterschied machen können. Es hat unseren Glaubenssatz, dass die Gewalt am Ende nicht das letzte Wort hat, sondern Gottes Liebe stärker ist, bewahrheitet.

Im Schlussdokument unserer Konsultation heißt es:

„In unserer Konsultation haben wir im Angesicht der Gewalt viele Hoffnungsgeschichten gehört. Wir sind dankbar für den Einsatz unserer Kirchen gegen Gewalt, auch wenn die einzelnen Schritte manchmal nur klein erscheinen. Wir sind überzeugt, dass viele kleine Schritte die problematischen Lebenssituationen verbessern können. Es ist für uns eindrucksvoll zu sehen, dass es viele Menschen gibt, die in guter Weise daran arbeiten, die Gewalt zu überwinden, auch wenn die Herausforderungen erdrückend erscheinen. Es ist der Weg Gottes, die Welt von Grund auf zu verändern. Gott konnte aus dem Tod Leben hervorzubringen, als Jesus aus dem Grab auferstand. Wenn Hoffnung in das Leben von Menschen eingedrungen ist, kann sie ihr Leben verändern und die ganze Gesellschaft beeinflussen. Indem wir zusammenzuarbeiten, um Gewalt zu überwinden und um Frieden und Gerechtigkeit zu bringen, leben wir den Auftrag Christi an uns, Licht und Salz der Welt zu sein.“

Ein Thema ragte bei den Berichten, die wir aus jedem der Länder gehört haben, heraus, auf das ich noch eigens eingehen möchte. In jedem, in wirklich jedem Bericht, kam dem Thema „häusliche Gewalt“ besondere Bedeutung zu. Und das heißt in der Regel: Gewalt von Männern gegen Frauen oder Gewalt gegen Kinder, manchmal auch Gewalt gegen alte Menschen.

Das hat mir einmal mehr gezeigt, wie destruktiv sich patriarchales Herrschaftsdenken auf das Zusammenleben auswirken kann. Wo Frauen nicht zuallererst als Menschen gesehen werden, die zum Bilde Gottes geschaffen sind, sondern als Objekte männlicher Besitz- und Machtansprüche, da wird das Antlitz Jesu Christi selbst misshandelt. Ich bin dankbar, dass wir in unserem Land dank des Engagements vieler Frauen hier zu neuen Verhaltensmustern zwischen Männern und Frauen gekommen sind. Wir sollten sensibel wahrnehmen, wo wir noch

ein Stück Weg vor uns haben. Und – das sage ich am heutigen Internationalen Tag „Nein zu Gewalt an Frauen“ – es ist unsere Aufgabe, weltweit dafür einzutreten, dass für Frauen die gleichen Menschenrechte gelten wie für Männer.

Und natürlich stehen wir in der Pflicht, alles Menschenmögliche zu tun, um das Leid, das den Opfern sexueller Gewalt in unserem Land und in unserer eigenen Kirche angetan wurde, zu lindern und zukünftige Fälle zu verhindern. Das letztinstanzliche Urteil eines EKD-Berufungsgerichts, das in einem konkreten Fall den Urteilspruch unseres bayerischen kirchlichen Disziplinargerichtshofs aufhob und das Verfahren einstellte, ohne das Opfer noch einmal zu hören, hat viele von uns bewegt, ja aufgewühlt. Ich bin sehr froh, dass die EKD-Synode, angestoßen durch diesen Fall, auf ihrer gerade zu Ende gegangenen Tagung eine Arbeitsgruppe eingesetzt hat, die das kirchliche Disziplinarrecht daraufhin überprüfen soll, ob es den Opferschutz hinreichend berücksichtigt.

4.2. Die 10. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Busan/Südkorea

Vollversammlungen des Ökumenischen Rates der Kirchen sind kirchengeschichtliche Ereignisse. So wie man in der ökumenischen Bewegung bei dem Stadtnamen „Vancouver“ an die Initiierung des konziliaren Prozesses auf der Vollversammlung 1983 denkt und mit dem Namen „Canberra“ die Neuentdeckung des Heiligen Geistes auf der Vollversammlung 1991 verbindet, so hoffe ich, dass man den Namen „Busan“ mit einem Neuaufbruch der ökumenischen Bewegung verbinden wird. Während in Harare 1998 verschiedene große orthodoxe Kirchen drohten, den ÖRK zu verlassen und 2006 in Porto Alegre der Streit zwischen Nord und Süd über die Globalisierung die Vollversammlung auf eine harte Probe stellte, gab es in Busan kein vergleichbar heftig diskutiertes Thema, das zu spalten drohte. Am ehesten noch war es das Thema „menschliche Sexualität“ und insbesondere „Homosexualität“, das zum ökumenischen Streitthema wurde. Es kam das erste Mal zur Sprache, als ich selbst vor dem Plenum stand, um als Ausschussvorsitzender das Dokument zur Einheit der Kirche, das die Vollversammlung verabschieden sollte, zur Diskussion zu stellen. Der Entwurf zu diesem Einheitsdokument hatte das Thema bewusst nicht aufgenommen, nicht zuletzt, um deutlich zu machen, dass sich an diesem Thema eben nicht die Einheit der Kirchen entscheidet. Nach verschiedenen Diskussionen verabschiedete die Vollversammlung das Dokument am Ende einmütig. Einige wenige Delegierte gaben zu Protokoll, dass sie dieses Thema lieber ausdrücklich erwähnt gesehen hätten. Es wurde vereinbart, bis zur nächsten Vollversammlung einen Dialogprozess zum Thema „menschliche Sexualität“ anzustoßen, der hoffentlich in dem Geist verläuft, wie ich ihn eingangs zu beschreiben versucht habe.

Die Vollversammlung in Busan rief zu einem „Pilgerweg zu Gerechtigkeit und Frieden“ auf. Er soll zu einer kraftvollen Antwort der im ÖRK zusammengeschlossenen Kirchen, die 500 Millionen Christen in aller Welt repräsentieren, auf die großen Herausforderungen der Zukunft werden. Die EKD-Synode in Düsseldorf bekräftigte „den Ruf, der von der 10. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Busan ausgeht: ‚Gott des Lebens, weise uns den Weg

zu Gerechtigkeit und Frieden.' Sie ruft die Kirchen dazu auf, ihr Engagement für ökumenische Zusammenarbeit und Entwicklung zu verstärken und ihre Gemeinden um aktive Unterstützung und Mitgestaltung zu bitten."

Das sind natürlich zunächst nur Worte. Aber sie reagieren auf sehr konkrete Geschichten, die wir in den Plena und in den einzelnen Foren gehört haben. Ich nenne nur drei Beispiele:

Geschichte Nr. 1: In dem Forum zu „Human Security“, also „Sicherheit für Menschen“, das ich zu leiten hatte, erzählte eine Frau aus dem Nigerdelta von der destruktiven Wirkung der Verbreitung von Kleinwaffen. Fast jeder Jugendliche in ihrem Dorf hat eine Waffe. Die Jugendlichen gehen ganz selbstverständlich damit um. Es herrscht das Recht des Stärkeren. Waffenhändler machen gute Geschäfte damit. Natürlich stand am Ende in dem Schlussdokument unseres Forums der Aufruf zur Wiederherstellung des Rechts, das Einklagen guten Regierungshandelns, das die Menschenrechte schützt. Aber es wurden auch die Kirchen der Länder, in denen die Waffen produziert werden, aufgerufen, den Export und die Verbreitung dieser Waffen zu verhindern. Deutschland ist der drittgrößte Waffenexporteur der Welt. Pilgerweg zu Gerechtigkeit und Frieden heißt für mich, dass ich der Bitte meiner Schwester und Brüder in Nigeria nachkomme. Ich rufe die Koalitionsverhandlungspartner in Berlin dazu auf, in ihrem Koalitionsvertrag wirksame Mechanismen gegen den Waffenhandel vorzusehen und dafür zu sorgen, dass eine strenge Kontrolle des Waffenexports nicht nur auf dem Papier steht, sondern auch Anwendung findet. Gegenwärtig sind wir weit davon entfernt. Die Geschichten von dem Leid, das die unkontrollierte Verbreitung solcher Waffen anrichtet, müssen zu Konsequenzen führen.

Geschichte Nr.2: In dem Plenum zu Gerechtigkeit kam Pfarrer Tafue Lusama, der Generalsekretär der Congregational Christian Church von Tuvalu, einer kleinen Insel im Pazifik zu Wort. Tuvalu beginnt schon jetzt, aufgrund der Folgen des Klimawandels im Meer zu versinken. Pfarrer Lusama sprach von der Sintflutgeschichte. Er sprach davon, dass die Sintflut als Strafe für die Sünden der Menschen gekommen sei. Die Verursacher erleiden die Strafe. Die Flut, die den Bewohnern von Tuvalu jetzt zum Verhängnis wird, hat keiner von ihnen verursacht. Die Verursacher sind wir mit einem CO₂-Ausstoß, der weit über das für die Erde verträgliche Maß hinausgeht. Am Ende rief Pfarrer Lusama aus: „Warum bestraft uns Gott für etwas, was wir nicht verursacht haben?“

Unser Pilgerweg zu Gerechtigkeit und Frieden kann solche Worte nicht ignorieren. Ich rufe deswegen gemäß dem Schlussdokument der EKD-Synode die potentiellen Koalitionsparteien in Berlin dazu auf, dafür einzutreten, dass die EU „wieder eine Vorreiterrolle in der weltweiten Klimapolitik“ einnimmt „und die eigenen Treibhausgasemissionen bis 2030 um mindestens 55%“ reduziert werden, so wie es die Wissenschaftler zur Begrenzung des Klimawandels für notwendig halten. Ich richte diesen Appell an die Politik nicht aus Lust am politischen Geschäft oder aus der selbstgefälligen Pose des kirchlichen Moralapostels. Sondern ich richte diesen Appell an die Politik, weil mir der Ruf meines Bruders in Tuvalu noch immer in der Seele steckt.

Meine Geschichte Nr. 3 ist eine Ermutigungsgeschichte. Bei dem Plenum zum Thema "Frieden" hat Leymah Gbowee, Friedensnobelpreisträgerin aus Liberia, ihre Geschichte erzählt. Aufgewachsen in der lutherischen Kirche von Liberia, eine unserer Partnerkirchen, erinnert sie sich noch genau daran, wie sie als Kind in der Kirche immer für Südafrika und für die Freilassung von Nelson Mandela gebetet hat. Als 10-Jährige fragte sie ihre Mutter: Warum ist der Mann im Gefängnis? Als erwachsene Frau gründete sie eine Frauenfriedensbewegung, um dem grausamen Bürgerkrieg in Liberia etwas entgegenzusetzen. Die Frauen wandten so unkonventionelle wie wirksame Mittel gewaltfreien Widerstands an, etwa, die Verweigerung des Geschlechtsverkehrs gegenüber ihren Männern. Am Ende wurden die Frauen so stark, dass sie dem berüchtigten Präsidenten Charles Taylor eine Friedenspetition übergeben konnten. Die Filmaufnahmen, die wir davon gesehen haben, waren sehr eindrucksvoll. Heute ist Nelson Mandela längst frei. Charles Taylor ist vom Internationalen Gerichtshof in Den Haag als Kriegsverbrecher verurteilt worden, und in Liberia ist der Bürgerkrieg überwunden. Das Gebet in den Kirchen und das untrennbar damit verbundene Engagement für Gerechtigkeit und Frieden haben gewirkt! Niemand sage, dass wir nichts ändern können! Am Ende ihres Statements hat diese mutige Frau die Kirchenführer aufgefordert, heute im Hinblick auf die Herausforderungen von Frieden und Gerechtigkeit klar Stellung zu beziehen! Ich habe ihre Worte genau gehört.

Die weltweite ökumenische Bewegung – das hat die Vollversammlung von Busan eindrucksvoll gezeigt – ist eine unverzichtbare Ebene unseres Kircheseins. Christus ruft uns als Kirchen zur Einheit. Im Einheitsdokument von Busan heißt es: „Die Einheit der Kirche, die Einheit der menschlichen Gemeinschaft und die Einheit der ganzen Schöpfung sind untrennbar miteinander verbunden. Christus, der uns eins macht, ruft uns zu einem Leben in Gerechtigkeit und Frieden auf und spornt uns dazu an, gemeinsam für Gerechtigkeit und Frieden in Gottes Welt einzutreten.“

4.3. Unser Umgang mit Flüchtlingen

Das Thema der Flüchtlings- und Asylpolitik beschäftigt mich seit Monaten intensiv. Ich bin sehr dankbar, dass im Landeskirchenamt, in den diakonischen Einrichtungen und vielen Gemeinden seit Jahren viel getan wird: sei es in der Härtefallkommission, im Austausch mit den Ministerien, dem Bundesamt für Migration und Flüchtlingsfragen, mit dem Flüchtlingsrat Bayern, und ganz konkret im Engagement für Flüchtlinge vor Ort.

Ich bin auch sehr froh, dass auf politischer Ebene in Bayern in den vergangenen Monaten viel in Bewegung geraten ist. Dies betrifft insbesondere die Fragen der Unterbringung, die Verkürzung der Verfahren und die Umstellung von Sach- auf Geldleistungen. Hier hatten wir als Kirche ja schon lange auf Veränderungen gedrungen. Es ist ein Zeichen eines von Vertrauen geprägten Verhältnisses von Staat und Kirche hier in Bayern, dass der Ministerpräsident nach dem Ende des Hungerstreiks am Rindermarkt in München das Gespräch mit den Kirchen gesucht und gerade auch den kritischen Einspruch gehört hat.

Mir ist wichtig, dass wir als Kirche nicht nur kritisieren, sondern auch ausdrücklich zu Schritten ermutigen, die in die richtige Richtung führen. Deswegen begrüße ich ausdrücklich die neuen Akzente in der bayerischen Asylpolitik, die im Sommer auf den Weg gebracht wurden und nun von Sozialministerin Emilia Müller bekräftigt und verstärkt worden sind. Jetzt kommt alles darauf an, dass die entsprechenden Beschlüsse zur Umstellung von Sach- auf Geldleistungen, zur schnelleren Verfügbarkeit von Deutschkursen, zur Verbesserung der Arbeitsmöglichkeiten, zur Schaffung neuer Kapazitäten bei der Erstaufnahme und zur besseren dezentralen Unterbringung, zur Beschleunigung von Asylverfahren und zur Lockerung der Residenzpflicht nun auch entsprechend umgesetzt werden.

Wenn wir in Kirche und Diakonie darüber hinaus die *Abschaffung* der Residenzpflicht fordern, dann wissen wir ganz genau, dass es Regelungen zur gleichmäßigen Unterbringung von Asylsuchenden überall in Bayern geben muss und dass die Durchführung der vorgesehenen Rechtsverfahren handhabbar sein muss. Die Erfahrungen, auch in anderen Bundesländern, zeigen aber, dass die Residenzpflicht dazu nicht erforderlich ist. Für Menschen, die hierher kommen, um Asyl zu suchen, ist die Möglichkeit der Teilhabe und des Austausches durch Besuche, etwa bei Verwandten, besonders wichtig. Der Umsetzung der notwendigen Rechtsverfahren für Asylsuchende steht das nicht entgegen.

Lassen Sie mich aber noch einige grundsätzliche Bemerkungen zur Flüchtlingspolitik machen und zu der Richtung, die sie in den kommenden Jahren nehmen sollte. Dass uns dieses Thema als Kirchen so wichtig ist und dass wir gar nicht anders können als uns in dieser Hinsicht immer wieder öffentlich einzumischen, hat mit dem Kern unseres Glaubens zu tun. „*Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen*“, so heißt es in der Rede vom Weltgericht im Matthäusevangelium (Mt 25, 35). Wie könnten wir in den Ohren und im Herzen taub sein gegenüber diesem Satz aus dem Mund unseres Herrn? Haben wir überhaupt schon verstanden, was das, was vor der Mittelmeerinsel Lampedusa seit Jahren passiert und erst jetzt endlich die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit gefunden hat, in diesem Licht bedeutet? Das ist zutiefst beunruhigend und das muss uns auch beunruhigen.

Gleichzeitig wissen wir sehr genau, wie schwierig es für die Politik und für die Verwaltungen ist, ihm in den ganz konkreten Situationen gerecht zu werden. Es kann jedenfalls nicht sein, dass wir als Kirchen uns öffentlich darin gefallen, die Stimme der Moral zu sein, aber diejenigen allein lassen, die die geforderte humane Flüchtlingspolitik umzusetzen haben. Wir haben daher als Kirchen getan, was wir konnten, um Politik und Verwaltung etwa bei der Suche nach Wohnraum, zu unterstützen. Und wir werden das auch weiterhin tun.

Viele Gemeinden und Einrichtungen unserer Kirche haben sich sehr schnell bereit erklärt, Unterkünfte für Flüchtlinge bereit zu stellen. Als ich nach dem Ende des Hungerstreiks vom Rindermarkt zum Gespräch mit dem Ministerpräsidenten in die Staatskanzlei kam, konnte ich eine ganze Liste von entsprechenden Wohnungen und Gebäuden mitbringen. In den Gemeinden gibt es Freiwillige, die Deutschunterricht erteilen, Flüchtlinge bei Arztbesuchen und Behördengängen begleiten. Flüchtlinge erhalten Lebensmittel aus den Tafeln, sie werden eingeladen, an Gottesdiensten und dem Gemeindeleben vor Ort teilzunehmen. Ich will an dieser Stelle allen Dank sagen, die sich hier engagieren, und ich schließe dabei die

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unserer Diakonie ausdrücklich und nachdrücklich mit ein. Sie alle helfen mit, dass wir als Kirche ausstrahlen, wovon wir sprechen.

Wo liegen die größten Herausforderungen für Politik und Gesellschaft in dieser Frage? Ich bin überzeugt davon, dass wir in zehn Jahren ganz andere ethische Diskussionen führen werden als heute: Heute geht es aus der Sicht christlicher Ethik darum, eine Grundhaltung in unserer Gesellschaft zu durchbrechen, nach der Menschen, die aus anderen Ländern zu uns kommen, eine Bedrohung, jedenfalls aber eine Belastung sind. Dabei gerät völlig in den Hintergrund, dass es sich häufig um die Besten aus ihren Herkunftsgesellschaften handelt. Jedenfalls handelt es sich um Menschen, die etwas aus ihrem Leben machen wollen, die politische Verfolgung, Armut und Verzweiflung nicht länger hinnehmen wollen und die sich deswegen auf den Weg ins Ungewisse machen. Die meisten dieser Menschen sind im arbeitsfähigen Alter, nachdem in ihren Herkunftsgesellschaften durch Bildung und Ausbildung sehr viel Geld in sie investiert wurde. Diese Investition – und ich gebrauche an dieser Stelle diesen Begriff nun einmal ganz bewusst – kommt nun nicht mehr den oft armen Ländern zugute, die sie getätigt haben, sondern uns. In gewisser Weise finanzieren diese Länder die Bewältigung des demographischen Wandels bei uns. Es ist eine merkwürdige Sache, dass dieser Aspekt in der öffentlichen Diskussion völlig untergeht. Stattdessen steht im Mittelpunkt, wie viel Geld der deutsche Staat für Flüchtlinge ausgeben muss. Natürlich gilt die Menschenwürde völlig unabhängig von ökonomischen Kostenrechnungen. Aber wenn schon ökonomische Kategorien ins Spiel gebracht werden, dann bitte nicht nur in eine Richtung!

Ich bin davon überzeugt, dass in zehn Jahren, wenn deutlich geworden sein wird, wie dringend wir Menschen aus anderen Ländern zur Aufrechterhaltung unseres wirtschaftlichen und sozialen Lebens brauchen, die ethische Frage eine ganz andere sein wird: Dürfen wir diese Menschen ihren Heimatländern einfach wegnehmen? Ist der damit verbundene „brain drain“ überhaupt verantwortbar? Vielleicht können solche Überlegungen heute jedenfalls Nachdenklichkeit erzeugen und mithelfen, dass wir endlich die Willkommenskultur entwickeln, die von einem Land, das sich auf christliche Wertmaßstäbe beruft, erwartet werden kann.

Drei Aspekte sind für die Entwicklung einer solchen Willkommenskultur wichtig: Erstens müssen wir endlich ein modernes Zuwanderungs-Konzept entwickeln. So nötig und wichtig humanitäre Weiterentwicklungen von Recht und Rechtspraxis im Bereich der Asylpolitik sind, so klar ist auch, dass dadurch der Mangel des fehlenden Konzeptes für eine humane und weltoffene Migrations- und Zuwanderungspolitik nicht kompensiert werden kann. Das Asylrecht ist für Menschen da, die vor Verfolgung fliehen und bei uns Schutz suchen. Es ist aber nicht das geeignete Instrument, um Perspektiven und faire Regelungen für die vielen anderen Flüchtlinge zu schaffen, die aus anderen Gründen in ihren Herkunftsländern keine Lebensmöglichkeit sehen und deshalb zu uns kommen. Nur durch eine gute und klare Zuwanderungspolitik kann es gelingen, das Unwesen der „Schleuser“ einzudämmen, die Benachteiligung von Frauen bei den Fluchtchancen zu mindern und insgesamt mehr Gerechtigkeit und Verlässlichkeit bei der Beantwortung der Frage zu schaffen, wer unter welchen Voraussetzungen und auf welchen Wegen als Migrant in unserem Land Heimat finden kann.

Zweitens muss mehr Flexibilität in die Handhabung der Gesetze und Verordnungen einziehen. Sie müssen menschengemäßer werden. Wer geschildert bekommt, was Asylsuchende oder ihre Betreuer an Hürden zu überwinden haben, um menschengemäße Behandlung zu erfahren, kann nachvollziehen, dass es nicht nur auf die Gesetze ankommt, die natürlich nie jedem Einzelfall gerecht werden können, sondern auch auf deren Handhabung. Diese Handhabung sollte im Zweifelsfalle großzügig sein.

Drittens muss die Betreuung und Begleitung der Asylsuchenden dringend verbessert werden. Ich habe mich in Hintergrundgesprächen intensiv über die Gründe für die Hungerstreikaktionen der letzten Zeit informiert. Für mich ist klar, dass Hungerstreik nie das richtige Mittel sein kann, um Verbesserungen zu erreichen. Denn wenn die Verantwortlichen darauf eingehen, riskieren sie, dass dieses letzte Mittel immer mehr zum Regelmittel wird. Und das kann nicht sein. Ich bin durch die Gespräche zu dem Ergebnis gekommen, dass in allen Fällen, die zu solchen Verzweiflungsaktionen geführt haben, die mangelnde Begleitung im Vorfeld ein wesentlicher Grund war. Auch bei der Aktion der Asylsuchenden in Böbrach, die glücklicherweise inzwischen zu Ende gegangen ist, waren die unzumutbaren Umstände der Ankunft in dem abgelegenen Heim im Wald ausschlaggebend. Wie lebenswert diese Gegend für die Einheimischen, die dort zu Hause sind und am gesellschaftlichen Leben teilhaben, ist, habe ich bei meinem Dekanatsbesuch in Cham aus erster Hand erleben dürfen. Für die Asylsuchenden war nach meiner Einschätzung nicht wirklich die geographische Abgelegenheit der entscheidende Faktor, sondern die *menschliche* Abgelegenheit.

Die Konsequenz aus diesen Erfahrungen ist aus meiner Sicht klar: Wir müssen alles tun, was wir können, um zu verhindern, dass die Menschen, die hier bei uns endlich einen sicheren Zufluchtsort haben, sich allein gelassen fühlen. Deswegen ist es so wichtig, dass Sozialministerin Müller jetzt die deutliche Erhöhung der Mittel für Asylsozialarbeit in Aussicht gestellt hat. Diese Begleitung gehört zur menschenwürdigen Unterbringung von Asylsuchenden untrennbar dazu. Sie darf nicht wie bisher freiwillige Leistung des Staates sein, sondern sie muss zur Pflichtleistung werden. Noch ist das nicht der Fall, deswegen tragen wir als Kirchen mit unserer Diakonie einen besonders großen Anteil selbst, wenn wir diese Arbeit übernehmen. Trotzdem werden wir, wenn die Synode zustimmt, die Mittel für die Asylsozialarbeit ebenfalls weiter kräftig erhöhen.

Geld von Staat und Kirche ist wichtig. Aber das zivilgesellschaftliche Engagement der Bürgerinnen und Bürger ist mindestens genauso wichtig. Ich habe in meiner Predigt zur Landtagseröffnung im Münchner Dom von einer Exzellenzinitiative der Humanität gesprochen, die wir jetzt in Bayern brauchen. Der Umgang mit den vermutlich weiter steigenden Asylbewerberzahlen ist das vielleicht wichtigste Bewährungsfeld dafür. Ich weiß, dass auf Seiten der Verantwortlichen im Land, in den Bezirken und in den Kommunen viel guter Wille da ist, diese Bewährungsprobe zu bestehen. Aber sie brauchen die Mithilfe aller in unserem Land. Dazu gehört auch, dass wir uns gemeinsam weiter engagieren, wenn rechtsradikale Gruppen in ihren Städten und Dörfern Stimmung gegen Flüchtlinge zu machen versuchen. Das Bündnis für Toleranz in Bayern und viele lokale Bündnisse ähnlicher Art sind hier für mich ein großes Hoffnungszeichen und ein Ausdruck der Reife unserer Demokratie in Bayern.

Rechte Parolen finden dann besonders wenig Nährboden, wenn überall vor Ort Menschen mithelfen, dass Flüchtlinge sich integrieren können. Wenn ich von Dörfern höre, in denen die Flüchtlingsfamilien wirklich aufgenommen worden und etwa die Kinder zu den Leistungsträgern der örtlichen Fußballmannschaft geworden sind, dann geht mir das Herz auf. Davon brauchen wir viel mehr. Damit es mehr davon gibt, bedarf es des Engagements aller. Meine große Hoffnung ist, dass wir Christinnen und Christen mit unseren Gemeinden dabei in der ersten Reihe stehen.

V. Schluss: Aus der Kraft des Geistes Jesu Christi versöhnen

Ich habe in meinem Bericht von Konflikten gesprochen, mit denen wir es hier zu tun haben, von Konflikt und sogar Gewalt, denen Menschen anderswo ausgesetzt sind. Und ich habe von der Quelle gesprochen, aus der heraus wir als Christinnen und Christen Gewalt überwinden können. Weil Christus für uns eingestanden ist, uns frei gemacht und uns ein neues Leben gegeben hat, ein Leben, das Gewalt mit Liebe überwindet, deswegen können wir zum Zeichen der neuen Welt werden, die Christus uns und der ganzen Welt eröffnet.

Nirgendwo in unserer theologischen Tradition ist dieser Christusbezug so eindrucksvoll ins Zentrum gestellt worden wie in der Barmer Theologischen Erklärung. Dort heißt es in der ersten These: „Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.“

Die Barmer Theologische Erklärung hat über den Kontext des nationalsozialistischen Deutschland des Jahres 1934 weltweit Bedeutung gewonnen. Mit guten Gründen steht sie in unserem Gesangbuch unter der Rubrik „Bekenntnisse und Lehrtexte unserer Kirche“. Im 80. Jahr ihres Bestehens wollen wir als Kirche darüber nachdenken, ob dieser Text so wichtig für uns ist, dass wir ihn in unsere Grundordnung aufnehmen wollen. Wir werden deswegen am 31. Mai kommenden Jahres, genau am 80. Jahrestag ihrer Verabschiedung zu einem Studientag nach Nürnberg einladen, um darüber zu diskutieren. Ich freue mich sehr, dass wir mit Jürgen Moltmann den wohl weltweit berühmtesten deutschen Theologen der Gegenwart zu einem Vortrag an diesem Tag gewinnen konnten. Schon jetzt lade ich Sie alle dazu ein.

Die Barmer Synode in politisch bewegter Zeit war sich wie wir selbst in den Konflikten unserer Zeit dessen genau bewusst: Das Engagement in der Welt und der Glaube an Christus sind untrennbar miteinander verbunden. Im 2. Korintherbrief heißt es: „*Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.*“ (2 Kor 5,19) Da steht „*ton kosmon*“, die ganze Welt, nicht nur die Christen. Die ganze Welt ist der Macht der Sünde entrissen. Und wir Christinnen und Christen sind gerufen, es zu bezeugen. Wenn wir auf diese Welt schauen ist es der Blick der Liebe, für den unser Herr uns die Augen geöffnet hat. Wir sind „*Botschafter an Christi statt*“ – sagt Paulus – und wir bitten „*an Christi statt: Lasst euch versöhnen mit Gott!*“ (2 Kor 5,20). Wir sind Botschafter der Versöhnung. Indem wir das Evangelium von Jesus

Christus bezeugen. Indem wir es leben, indem wir uns einmischen, indem wir uns von niemandem einreden lassen, dass die Welt so sein muss wie sie ist. Diese Welt ist in Christus versöhnt. Deswegen muss sie nur werden, was sie schon ist. Liebe, Solidarität, Überwindung der Gewalt gegen Mensch und Natur, das ist der wahre Charakter dieser Welt. Und wir wissen es und erzählen es weiter.

Überall in unseren Gemeinden, wo das Wort von der Versöhnung verkündigt wird, überall, wo im Einsatz für die Menschenwürde, im Engagement für die Schwachen diese Versöhnung gelebt wird, kommt der wahre Charakter dieser Welt zum Vorschein. Das Sichtbarwerden der Versöhnung liegt manchmal im ganz Unspektakulären, aber umso Nachhaltigeren: in den Gesprächen im Bibelkreis. In dem Licht, das einem Jugendlichen im Konfirmandenunterricht aufgeht, in der Erfahrung des Gottesdienstes, in der der Geist spürbar ist und der uns getröstet und neu ausgerichtet wieder nach Hause gehen lässt, im Mitmachen in der Kirchenmusik oder beim Hören dieser Musik, bei dem der Himmel sich öffnet, in der Begegnung mit einem Kranken, einem Fremden, einem Armen, in dem wir das Antlitz Christi sehen.

Und ich füge hinzu, in der Gemeinschaft, die wir im kirchenleitenden Handeln hier in Landeskirchenrat und Synode erfahren, die von Konflikt weiß, aber immer wieder von Neuem aus der Versöhnung lebt.

Und deswegen ist es bei allem Schwierigen, mit dem wir es immer wieder zu tun haben, eine solche Lust, in dieser Kirche mitzuarbeiten. Das mit Ihnen und Euch weiter zu tun, ob auch in Zukunft als Synodale oder als sonstige Mitwirkende im Priestertum aller Gläubigen, darauf freue ich mich!